UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Grundsätze der Kritik

Kames, Henry Home <Lord>

Leipzig, 1790

VD18 80108938

Anmerkungen und Berichtigungen.

urn:nbn:de:hbz:466:1-50767

Visual Library

Anmerkungen,

Berichtigungen und Zusätze.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

I. Zu

(I.)

Zu S. 4.) Es ist sicher, daß die Musik diese Wirkung in einem vorzüglich hohen Grade hat; sonst aber sind auch Töne überhaupt, es mag Gespräch oder bloßes Geräusch seyn, im Stande, die Seele von zu heftiger Anstrengung abzuspannen. Jemand, der lange in Einem Tone spricht, schläfert die Zuhörer ein, und zum Beweis, daß ihre Schläfrigkeit durch die Fortsetzung eines Geräusches, das sich fast immer gleich bleibt, erzeugt wird, dient, daß der Zuhörer aus dem Schlummer auffährt, wenn der Redner plötzlich inne hält, oder von ohngefähr in einen höhern oder tiefern Ton fällt. Viele Personen, die von Schlaflosigkeit leiden, können nicht anders, als während dem Vorlesen, oder unter einem Gespräche einschlafen. So bald das Geräusch aufhört, erwachen sie wieder. Man hat bemerkt, daß Gegenstände des Gesichts weniger hierzu geschickt sind; sie wirken niemahls, auch wenn sie noch so mannichfaltig sind, eine starke Zerstreuung der Gedanken. Vermuthlich ist der Grund hievon, weil sie leicht durch irgend eine Ideenassociation uns auf den Gegenstand des Anstrengens zurück führen, da

hingegen die weit bedeutungslosern Töne mehr auf die Nerven und die Empfindung wirken.

(2.)

Zu S. 7.) Gegen diesen Satz ließe sich, wenn er als allgemeine Erfahrung gelten soll, sehr viel einwenden. Es ist wahr, alle Menschen werden mit einer gewissen Fähigkeit, die Schönheiten der Natur zu empfinden, geboren, aber deswegen ist diese Anlage nicht bey allen Individuen gleich groß, und sie läßt sich eben so, wie jede andere natürliche Anlage, weiter ausbilden. Der Aufgang der Sonne, eine reizende Landschaft u. s. w. erregen zwar auch in einem Menschen von dem stumpfsten Gefühl ein gewisses dunkles Wohlgefallen — wahrer Geschmack an Naturschönheiten aber ist so gut eine Folge der Cultur und des Studiums, als der Geschmack an Werken der Kunst. Ohnstreitig genoß doch Geßner beym Anblick einer schönen Schweizergegend mehr Vergnügen, als ein roher Alpenhirt. Die reizendsten Naturscenen, als unbeseelte Gegenstände betrachtet, erregen nur ein sehr schwaches Wohlgefallen, das aber immer lebhafter und anziehender wird, je mehr wir durch Phantasie, Vernunft und Kenntnisse in den Stand gesetzt werden, an diesen unbeseelten Gegenständen, Aehnlichkeit und Beziehung mit sich selbst, und mit der beseelten, empfindenden und denkenden Natur zu entdecken. Je mehr Aehnlichkeiten und Beziehungen auf uns selbst wir an ihr bemerken, de-

sto mehr Reiz gewinnen diese Gegenstände, desto lieber werden sie uns.

Wie schwach überhaupt das angeborne Gefühl für Schönheiten der Natur sey, sieht man schon daraus, daß alle rohe Nationen, und selbst die uncultivirten Personen unter gebildeten Nationen, an höchst mittelmäßigen, ja schlechten Werken der Kunst Geschmack finden, bey den Werken und Schönheiten der Natur aber fast ganz ungerührt bleiben. Sie werden nur von Dingen gerührt, die ihnen neu, unerwartet, kunstreich scheinen: gegen alles Gewöhnliche, es sey noch so schön, sind sie gleichgültig. Und müssen es seyn: denn nur der kann öfters und mit Wohlgefallen bey Einem Gegenstande verweilen, der viel daran bemerkt, Beziehungen und Verhältnisse gewahr wird, mit Einem Worte, der denkend empfindet, und empfindend denkt.

Nur mit einer mäßigen Aufmerksamkeit auf die Menschen um uns her, muß man Bemerkungen machen, die das Gesagte bestätigen, daß nehmlich das angeborne Gefühl für die Schönheiten der Natur äußerst schwach ist, durch anhaltende Pflege und Ausbildung hingegen zu einem hohen Grad von Stärke gebracht werden kann. Körperlicher Schmerz, Anstrengung, harte Arbeiten, heftige Gemüthsbewegungen u. d. gl. unterdrücken es fast gänzlich. Der Landmann zieht seine rauchrige Dorfschenke, der unruhige, ehrgeizige Städter langweilige, steife Gesellschaften, den Aufenthalt in Vorzimmern u. s. w. der reizendsten Land-

schaft vor. Der Landmann ist der Natur am nächsten, allein da er fast an allen ihren Produkten Spuren seines Schweißes und seiner mühseligen Arbeit bemerkt, so können sie unmöglich angenehme Eindrücke bey ihm hervorbringen. Die Phänomene der Natur vergnügen ihn fast nur in so fern, als sie gesegneten Einfluß auf das Gedeihen seiner Arbeit versprechen. Bey der nächstfolgenden, etwas cultivirteren Menschenklasse, dem Handwerker, Fabrikanten u. s. w. ist dieses Wohlgefallen vielleicht etwas weniger eigennützig, allein auch sie vergnügt die Natur hauptsächlich nur in Bezug auf den körperlichen Genuß, den sie gewährt. Er geht am häufigsten und liebsten im Herbste spazieren, da die Erde und Bäume mit Früchten bedeckt sind. Es setzt sehr viel Cultur und eine ausgebildete Sensibilität voraus, eines ganz uninteressirten, lebhaften Wohlgefallens an den Schönheiten der Natur fähig zu seyn.

(3.)

Zu S. 13.) Neben denjenigen Schriftstellern, die mit unserm Verfasser, den wohlthätigen Einfluß der Poesie auf Moralität behaupten, neben einen Gagi, Xelli, Menzini, Sibilati, de Vera, J. Racine, Gerard u. a. m. fehlt es auch nicht an solchen, die für das Gegentheil stimmen. Unter den ältern gehört vorzüglich Plato, und unter den Neuern J. B. Rousseau hieher. (S. s. Discours s. 1. Q. Si le retablissement des Sciences et des Arts a contribué à épurer les

moeurs.) Allein er deklamirt mehr, als er beweißt. Seine Vorwürfe treffen nicht sowohl die Künste und Wissenschaften, als den freylich oft üblen Gebrauch, der von ihnen gemacht wird. In seine Fußstapfen trat ein gewisser Engländer S. Hall in den Abhandlungen der Societät zu Manchester, im 1. B. S. 223. in seinem Attempt to shew that a Taste for the beauties of nature and the fine arts has no influence favourable to Morals. Er macht die richtige Bemerkung, daß der Geschmack von vielen Philosophen, z. B. von Shaftsbury, unserm Verf. u. a. m. mit dem moralischen Gefühl (moral sense) verwechselt worden: oder daß sie doch wenigstens eine genaue, natürliche Verbindung zwischen beyden annehmen, die in der That nicht vorhanden ist. Doch gesetzt, fährt er fort, der Geschmack stünde wirklich in einer solchen genauen Verbindung mit dem moralischen Gefühl, gesetzt, er könnte den Werth oder Unwerth der Handlungen so leicht und zuverläßig bestimmen, wie die Geschicklichkeit eines Malers u. s. w. würde daraus folgen, daß ein solcher Geschmack nun auch ein tugendhaftes Betragen erzeugen müßte? Der Geschmack wirkt bekanntermaßen nur nach Einer Lieblingsrichtung, und umfaßt nicht alle Schönheiten der Natur und Kunst mit gleichem Vergnügen. Der Maler hat selten ein feines Gehör, der Tonkünstler ist ziemlich oft gleichgültig für die Kraft und Eleganz der poetischen Composition. Hieraus folgt wenigstens so viel, daß der Geschmack nicht

alles Schöne überhaupt umfaßt, und daß es recht wohl Menschen geben kann, die den auserlesensten Geschmack für irgend eine Kunst oder Wissenschaft, und doch keinen Geschmack für die Tugend haben. Die Tugend hat in diesem Stücke nicht den mindesten Vorzug vor allen andern Gegenständen des Geschmacks. Angenommen also auch, daß der Geschmack etwas von der Kraft und den Eigenschaften des sittlichen Gefühls besitze, so kann doch die bloße Empfindung der Schönheit der Tugend (und nichts weiter kann der Gegenstand des Geschmacks seyn) ununterstützt von andern Bewegungsgründen, unmöglich hinreichend seyn, einen praktischen Einfluß hervorzubringen, und die Menschen zum Handeln anzuspornen. Der Mann von Geschmack bewundert die Schönheit und den Ausdruck in den Werken eines Raphael und Michael Angelo, ohne den geringsten Wunsch zu empfinden, selbst ein Künstler zu werden, und es diesen großen Meistern gleich zu thun. Kann man nun nicht eben so die Reize der Tugend und eines moralisch guten Betragens betrachten, ohne die geringste Anstrengung zu versuchen, selbst ein moralisch guter, tugendhafter Mann zu werden? Der Charakter Grandisons erregt bey jedermann, der nur das mindeste Gefühl hat, Bewunderung und Beyfall. Aber auch mehr als das? Wird er auch nur Einen dauernden Gedanken, dieses liebenswürdige Gemälde nachzuahmen, hervorbringen? Die bloße Bewunderung und Achtung der Tugend aber ist

kein charakteristisches Merkmahl eines mit tugendhaften Neigungen verbundenen feinen Geschmacks, sondern ein Tribut, den auch das Laster der Tugend zollen muß. Die Erfahrung lehrt, daß man sich gewöhnlich in den Zeiten, wo Sitten und Tugend am meisten in Verfall gerathen waren, auch am meisten mit Untersuchung, Betrachtung und Anpreisung des Schönen, Guten u. s. w. beschäftigt hat.

Nicht genug, daß der Verf. dem Geschmack allen thätigen Einfluß auf die Sittlichkeit abspricht, er behauptet sogar, daß es Fälle gebe, wo er Veranlassung zu Thorheiten, Ausschweifungen, ja selbst zu Lastern werde. Nur wenig Menschen ergötzen sich wahrhaft an einem schönen Gemälde, ohne den Wunsch zu empfinden, es selbst zu besitzen. Wie mancher hat sein Vermögen, ja das Glück und die Ruhe seines Lebens und seiner Familie aufgeopfert, seinen Geschmack zu befriedigen! Einer hat die Sucht geschmackvolle Möbeln zu besitzen, ein Andrer, unnöthige Verschönerungen an seinen Häusern oder Gärten anzubringen: ein dritter kränkelt an einer übertriebenen und verzärtelten Delikatesse: die mindeste Misharmonie wird ihm zur Qual, jedes Vergnügen wird ihm durch irgend eine Kleinigkeit verbittert u. s. w. Diese Sätze werden durch die Geschichte ganzer Nationen bestätigt. Bey keinem Volke wurden die schönen Künste mit mehr Eifer cultivirt, als bey den Athenienſern, nirgend war der Geschmack unter allen Volksklassen mehr verbreitet,

und gleichwohl waren sie nichts weniger als tugendhaft, sondern allen sinnlichen Ergötzungen ergeben, wollüstig, leichtsinnig und weibisch. Hieraus zieht der Verf den Schluß, daß der Geschmack keinesweges als ein moralisches Prinzip der Thätigkeit angesehen werden könne, daß er, ohne Leitung der Vernunft, nur ein Beförderer der Thorheit und Ausschweifung sey, und, verbunden mit einer schlechten und wollüstigen Gemüthsart, höchstens dazu diene, die Vergehen zu beschönigen, und die Unförmlichkeit und Häßlichkeit des Lasters zu verbergen. —

So viel Wahres in diesen und andern Behauptungen des Hrn. Hall liegt, so überschreitet er doch auch bisweilen die Mittelstraße, und entfernt sich von der Wahrheit. Im Sturm der Leidenschaften, in den Vergnügungen und dem Gedränge der Welt würde das bloße Gefühl und die Ueberzeugung von der Schönheit der Tugend eine schwache Schutzwehr gegen die Lockungen des Lasters seyn: es werden stärkere Bewegungsgründe erfordert, das Gute zu thun und das Böse zu meiden. Alles richtig; wenn aber schon eine Kraft nicht alles allein vermag, so vermag sie doch wenigstens etwas. Wer im Schatten der Muße und des Privatlebens, in der Ebbe der Leidenschaften, seiner Seele jene edlen Grundsätze und Schilderungen aus den Meisterstücken der Poesie geläufig gemacht hat, wer sie gewöhnt hat, an den sanften Reizen der schönen Künste sich zu ergötzen, der wird sich gewiß nicht

— er komme in eine Lage, in welche er wolle — so weit von den Lockungen der sinnlichen Begierden, der Laster und Vergnügungen der Welt hinreißen lassen, als ein Anderer, der dieß zu thun versäumt hat.

Ferner: der Verf. behauptet, Genie lasse sich nicht vom Geschmack trennen. Das erstere sey ohne den letztern wenig mehr, als Wahnsinn, der letztere, ohne das erstere, nichts als seelenlose Genauigkeit. Genie aber sey gewöhnlich mit einem warmen und reizbaren Temperamente verbunden, und eben dieses Temperament, eben diese Reizbarkeit, die einen Mann zum Dichter oder Maler mache, könne und werde ihn eben so leicht zu einem Ausschweifenden in der Liebe u. s. w. machen. Wieder wahr; nur nicht wahr, daß Genie und Geschmack sich nicht trennen ließen. Genie läßt sich freylich ohne Geschmack kaum denken; aber auch Geschmack nicht ohne Genie? Giebt es nicht hundert, ja tausend Personen von dem feinsten Geschmack, gegen Einen Mann von wahrem Genie? Doch das bedarf keines Beweises. Kann also gleich das Genie Veranlassung zu Ausschweifungen und einem zügellosen Leben geben, so folgt doch nicht ein Gleiches vom Geschmack, der, wenn er auch nicht geradezu vor Ausschweifungen sichert, doch gewiß das Gute hat, daß er ihnen, nach dem Grade seiner Stärke, ihre Brutalität und Wildheit raubt, und den groben körperlichen Genuß wenigstens mehr mit den feinern Befriedigungen des Geistes und Herzens zu verbinden weiß. Zwar, dieß

hält der Verf. mit Rousseau noch für einen höhern Grad des Uebels, für weit strafwürdiger — allein, weiter dürfen wir ihm nach unsrer jetzigen Absicht nicht folgen.

(4.)

Zu S. 22.) Wir möchten lieber sagen: hier gilt gar keine Ausnahme. Die Verbindung ist nur zu fein, als daß wir sie bemerken sollten. Mit Gewißheit läßt sich hierüber freylich nichts ausmachen, und wird sich nie etwas ausmachen lassen; allein es hat doch den größten Grad der Wahrscheinlichkeit für sich, (und das Gegentheil läßt sich nach dem Wenigen, was wir von der Wirkungsart unsrer Seele wissen, kaum denken) daß selbst die sonderbarste, zur Zeit des Einschlafens, dem Scheine nach, am weitesten von uns entfernte Idee, mit der letzteren in unserm wachenden Zustande, so wie die erste Idee des erwachenden, mit der letzten des träumenden Menschen in einer wahren und nothwendigen, wenn gleich, dem Schein nach, noch so zufälligen Verbindung steht.

(5.)

Zu S. 27.) Bey einer genauern Untersuchung dürfte sich vielleicht finden, daß das Gesetz der Ordnung schlechterdings keine Ausnahme leide. Ein Haufe zerstreuter Menschen, Thiere, Bäume u. s. w. erregt immer eine Art von unangenehmen Gefühl, bis

der Geist eine gewisse Ordnung hineingetragen hat. Man sucht immer einen hervorstechenden Gegenstand, mit dem man alles Uebrige in eine gewisse Verbindung und Beziehung zu bringen sucht: je leichter und je mehr man solche, wenn gleich nur phantastische Beziehungen entdecken kann, desto angenehmer ist der Anblick. Unter einer Gruppe von Bäumen suche ich immer den höchsten und schönsten heraus, den ich mir gleichsam als den König oder Vater der übrigen denke. Nach ähnlichen Gesetzen verfährt die Seele auch bey einer Heerde Thiere, bey einer ganzen Landschaft u. d. g. Ist ein Berg oder Hügel vorhanden, so versetzt man sich im Geist dahin, überschaut von da das Ganze, ordnet es von da in gewisse Theile und Gruppen, sucht Verbindungen, Beziehungen, und einen Plan in der Anlage der Natur zu entdecken. Mehr oder weniger hiervon thut jeder Mensch, der mit menschlichem, d. h. mit denkendem Blick die Dinge außer sich beschaut.

(6.)

Zu S. 35.) Einige neuere Herausgeber und Uebersetzer des Horaz haben es versucht, den Dichter gegen diese Anklage unsers Verf. zu rechtfertigen. Aber fürwahr nicht immer mit dem glücklichsten Erfolg. In einigen der angeführten Beyspiele ist der Mangel an Zusammenhang so auffallend, daß nur diejenigen ihn übersehen können, die sich vorgenommen haben, an einem Schriftsteller alles, tadellos zu finden: nichts aber

ist der ächten Cultur des Geschmacks nachtheiliger, als solche Präventionen. Wie aber ein Mann von so richtigem Gefühl, und so scharfem Verstand, wie Horaz war, in diesen dem Ansehn nach so leicht zu vermeidenden Fehler verfallen konnte, wird vielleicht ziemlich begreiflich, wenn man auf folgenden Umstand Rücksicht nimmt. Horaz hatte, wie bekannt, die griechischen Dichter sehr fleißig gelesen und studiert, er war ihr feuriger Verehrer und emsiger Nachahmer. Wohin aber ein solcher Geist der Nachahmung auch den besten Kopf bisweilen bringen könne, liegt durch viele Beyspiele am Tage. Pope, bemerkt ein einsichtsvoller Kunstrichter, ahmte in der Grabschrift auf Newton, den ausschweifenden Gedanken eines Italieners, auf den er selbst nie gerathen seyn würde, nach, und billigte ihn also. So war es auch leicht möglich, daß Horaz, dessen Gedächtniß mit einzelnen schönen Stellen griechischer Dichter angefüllt war, der öfters eine Reihe solcher vortreflichen Gedanken, Schilderungen u. d. g. sehr lebhaft mit und nach einander gedacht hatte, sich wohl mit unter täuschen, und hier und da Verbindungen entdecken konnte, die in der That nicht vorhanden waren. Etwas Aehnliches muß ihm ohne Zweifel bey Verfertigung der siebenten Ode des ersten Buchs begegnet seyn, die aus zwey griechischen Gedichten entstanden zu seyn scheint. Man mag die einzelnen Theile derselben aus einem Gesichtspunkt betrachten, aus welchem man will, so wollen sie doch nie recht zusammen-

paßen. *) — Ungegründet hingegen ist der Tadel gegen die 13. Ode des 2ten B. wo Horaz keinesweges ohne Veranlassung die Macht der Musik besingt, sondern eine Reihe lebhafter Scenen schildert, wie sie sich nach entgangener Gefahr, vermöge der allernatürlichsten Ideenverknüpfung, seiner Phantasie vormalten. — Alle Beyspiele des Verf. näher zu beleuchten ist hier der Ort nicht: allein wer sich diese Mühe geben will, und sich nicht durch leere Exclamationen und Machtsprüche der Ausleger vom Gebrauch seiner eigenen Augen abhalten läßt, der wird den Tadel unsers Kunstrichters oft etwas strenge, selten aber ganz ungegründet finden. — Ueber Horazens erste Satyre im ersten Buche

*) Ramler hält diese Ode für eine Ermahnung an den Plancus, Tibur zu seinem Aufenthalte zu wählen; aber wie schickt sich hierzu der Schluß, der ehe einer Ermahnung ähnlich sieht, sich kühn und frohen Muthes, ohne Gefahren zu scheuen, einen neuen und bessern Wohnort aufzusuchen? Daß aber auch dieß die Absicht des Dichters nicht seyn konnte, erhellt aus dem Eingang, der in diesem Falle gegen ihn selbst spräche. Herr Jani sagt: Horat. consolari conatur amicum moerentem, atque ut Tibure, in amoenissima Italiae regione, obliviscatur curarum, permovere. Ja, wenn neben dem seu densa tenebit Tiburis umbra tui nicht das seu te fulgentia signis castra tenent stünde. Das Wahrscheinlichste bleibt also, daß das Ganze überhaupt eine Ermahnung zum frohen Genuß des Lebens in allen Situationen und an allen Orten seyn soll: eine Versicherung, daß dieser Genuß weder an einen bestimmten Ort, noch an besondre Glücksumstände gebunden sey. Aber wie auffallend und gezwungen bleibt auch hier noch der Uebergang durch das Gleichniß vom Südwind!

siehe die Wielandische Uebersetzung S. 7. u. f. w. — Fast noch gegründeter ist der Tadel der Stellen aus Virgils Georgicis und der Aeneide. Hätte Ulyß nicht den Tartarus besucht, so würde Virgil wahrscheinlich seinen Helden auch nicht dahin bemüht haben. Die Beschreibung der Fama u. s. w. Kleinigkeiten! wird man sagen. Gut; ist aber ein kleiner Fehler nicht auch ein Fehler? Hört ein verzeihlicher Fehler drum auf, ein Fehler zu seyn? Nur ein blinder Verehrer der Alten findet alles untadelhaft in ihren Werken. Und doch beweißt eben das ihren großen Werth und ihr ächtes Verdienst, daß sie nicht, wie die meisten neuen Dichter, Schonung bedürfen. Die schärfste Kritik mag ihnen noch so viel Fehler aufdecken, ihre wahren, erprobten Schönheiten übertreffen diese Fehler immer an Zahl und Gewicht.

(7.)

Zu S. 37.) Diese Stelle scheint nicht sowohl wegen Mangel an Zusammenhang tadelhaft, als wegen des Unnatürlichen in der Reflexion nocent et frugibus umbrae, welche die Person des Dichters zu sehr durchscheinen läßt. Wäre die Ekloge ein Dialog, oder hätte der Hirt Zuhörer, an die er die Bemerkung richten könnte, so wäre nicht nur hinlängliche Verbindung, sondern auch viel Wahrheit und Charakter in der Rede desselben.

(8.)

Zu S. 38.) Diese Zeilen sind freylich fehlerhaft; aber sind sie es auch aus dem angegebenen Grunde? Wäre der Gedanke wahr und die Metapher richtig; verschwände wirklich immer so die Liebe mit dem Mistrauen, wie das Tageslicht mit der Sonne; erzeugte Mistrauen, da wo es im höchsten Grad vorhanden ist, die zärtlichste Liebe, so wie die Sonne in den heißesten Climaten die edelsten Früchte und Metalle *) — was wäre dann noch zu tadeln? Warum sollte es nicht erlaubt seyn, einen Gegenstand, der eben zum Bild einer Metapher gebraucht worden, zu mehrerer Versinnlichung des Begriffs, auch in der Form eines Gleichnisses, also in seiner wahren Gestalt, aufzuführen? Der Fehler dieser Zeilen liegt darin, daß gleich anfangs die Aehnlichkeit zwischen dem Begriff und dem Bild fast ganz unmerklich ist, und in der Fortsetzung vollends ganz verloren geht.

(9.)

Zu S. 43.) Ursachen freylich hat und muß jede Bewegung und Leidenschaft haben, nur nicht immer bekannte. Wie häufig sind nicht die Beyspiele von Mördern, die aus einem dunkeln, blinden Triebe Per-

*) Doch auch das ist nichts weniger, als allgemein wahr, und folglich ist hier eine falsche Vergleichung auf eine falsche Voraussetzung gegründet.

sonen umbrachten, die sie nicht haßten, im Gegentheil, die sie liebten, wohl gar zärtlich liebten! Wie viele Handlungen werden nicht aus bloßen körperlichen aber sehr heftigen Trieben begangen, von denen man sich schlechterdings keine Rechenschaft ablegen kann, und die ihren Grund einzig in zufälligen Veränderungen des Mechanismus haben. Einem aufmerksamen Beobachter seiner selbst kann dieß nichts neues seyn.

(10.)

Zu S. 48.) Sollte das so ganz richtig seyn? Gewisse Farben sind allerdings dem Auge angenehm, so wie andere unangenehm, auch abstrahirt von den Gegenständen, an denen sie sich befinden. Die grüne Farbe erregt immer eine ergötzende Bewegung, die dem Auge wohl thut, nicht blos wenn wir sie an einer schönen Wiese, einem Walde, sondern auch, wenn wir sie an einer kahlen Wand erblicken. Ja selbst in der Vorstellung bringt das Abstractum Grün eine angenehmere Sensation hervor, so wie die Runde, Glätte, im Gegensatz des Eckigten, Rauhen. Die Erfahrung lehrt, daß die meisten Personen gewisse Lieblingsfarben haben, so wie andere, die ihnen schlechterdings und zwar so sehr zuwider sind, daß der schönste Putz, die niedlichste Möbel ihnen blos durch die Farbe unleidlich werden.

(11.) Zu

(11.)

Zu S. 51.) Wie entsteht aber das Verlangen, das die Bewegung zur Leidenschaft macht? Diese Frage beantwortet der Verf. nicht, und so hat er eine große Schwierigkeit unaufgelöst gelassen. Das Beyspiel, das er anführt, bestimmt nur das wann, nicht das wie. Es ist richtig: wird das Gefühl des Wohlgefallens durch den wiederholten Anblick des Gegenstandes stark genug, um Verlangen zu erregen, so heißt es nicht mehr Bewegung, sondern Leidenschaft. Nur kann in dem wiederholten Anblick unmöglich Allein der Grund liegen, der die Bewegung zur Leidenschaft erhebt; sonst müßten unter dieser Bedingung, alle Bewegungen zu Leidenschaften werden.

(11b.)

Zu S. 52.) »Neid, Bosheit, Stolz u. s. w. nehmen kaum jemahls ab» — d. h. ein neidischer, boshafter, stolzer Mensch wird sich schwerlich je ganz bessern, seine Fehler ganz ablegen: die besondern Aeußerungen dieser Leidenschaften aber auf individuelle Objekte verändern sich, wie die Erfahrung lehrt, sehr häufig, nehmen ab oder zu, entstehen oder verschwinden auch gänzlich.

(12.)

Zu S. 56.) Ist das wahr? Ein Beyspiel zur Bestätigung wäre hier wohl nicht am unrechten Orte gewesen. Wenn auch die thierische Lust uns zum Genuß treibt, ohne daß die Absicht des Vergnügens dabey ist, so ist doch gewiß die bestimmte Absicht dabey, ein unangenehmes Gefühl, einen unbehaglichen Zustand los zu werden. Aber auch selbst bey Thieren schränkt sich der Genuß nicht blos auf die Leitung des Instinkts ein. Man hat Beyspiele von mehrern Thieren, die sich durch den Beyschlaf ganz unmäßig entkräfteten, und also nothwendig die erschöpften Kräfte der Natur durch die Idee des Vergnügens hatten aufreizen müssen. — Selbst vom Geize läßt sich nicht beweisen, daß er sammle, ohne zu genießen. Er will allerdings genießen, und genießt auch, nur nicht so wie andere Menschen. Ihm ist besitzen — genießen.

(13.)

Zu S. 58.) Es läßt sich mit Recht bezweifeln, ob solche Handlungen möglich sind. Selbstliebe ist gleichsam der Instinkt des Menschen, der bey allen seinen Handlungen mehr oder weniger zu Grunde liegt. Deswegen wird nicht geläugnet, daß jemand während einer Bemühung zum Besten eines andern sich endlich nicht ganz dabey aus den Augen verlieren könne. Die Frage ist nur, ob es möglich sey, gleich anfangs sich zu

irgend einer Handlung, die mit Besonnenheit unternommen wird, zu bestimmen, ohne Rücksicht auf sich selbst zu nehmen. Und wer wollte diese Frage bejahen? Selbst von Handlungen, die, ohne vorhergegangene Ueberlegung, durch ein plötzlich rege gemachtes Gefühl, z. B. der Sympathie u. d. g. hervor gebracht werden, läßt sich behaupten, daß wir sie eben sowohl in Bezug auf uns, als auf den fremden Gegenstand verrichten. Ein Kind fällt in ein reissendes Wasser, und ist in Gefahr zu ertrinken. Das ängstliche Gefühl, das dieser Anblick erregt, ist mir so lästig und schmerzhaft, daß ich, um mich desselben zu entledigen, ihm mit Lebensgefahr nachspringe, und es zu retten suche. Nimmt man, wie man muß, Selbstliebe in dieser weiten Bedeutung, so bleibt es keinem Zweifel unterworfen, daß alle und jede Handlungen der Menschen ursprünglich aus dieser Quelle fließen.

(14.)

Zu S. 62.) Wir glauben, daß man eben nicht geradezu den Verstand verloren haben müsse, um etwas zu verlangen, von dem wir wissen, daß wir es nicht erreichen werden. Jede heftige Leidenschaft erregt solche Verlangen. Ein unglücklicher Mensch kann sich mit ganzer Seele in die glücklichen Jahre seiner Kindheit zurück wünschen, wenn er gleich die Unmöglichkeit der Befriedigung dieses Wunsches einsieht. Ueberhaupt

kaum der Fall, daß die Idee der Unmöglichkeit ein Verlangen ersticke, nur sehr selten eintreten, weil wir die Schranken unsers Geistes, unserer und der Kräfte der Natur, und die Verbindung zufälliger Umstände bey weitem nicht deutlich genug erkennen. Da nun überdieß die Leidenschaften das Mögliche leicht in das Wahrscheinliche verwandeln, so kann uns nur wenig »schlechterdings unmöglich« dünken. Die Behauptung des Verf., daß kein vernünftiger Mensch begehren könne, durch die Luft zu wandeln, hat die Erfahrung widerlegt. Selbst vom Eindringen in den Mittelpunkt der Erde, können wir die unbedingte Unmöglichkeit kaum erweisen. Ueberhaupt wäre es nicht gut, wenn die Menschen sich durch anscheinende Unmöglichkeiten allzu leicht abhalten ließen, die Verfolgung ihrer Zwecke aufzugeben: wir würden dann um manche wichtige und nützliche Entdeckung kommen.

(15.)

Zu S. 71) Es ist schon von andern bemerkt worden, daß der Verf. in diesem Kapitel die Erwartung der Leser ziemlich täuscht. Die Hauptsache wird kaum berührt, und der Verf. verfällt gleich auf Nebenbetrachtungen, die übrigens wahr genug sind. Indeß, was er versäumt, hat ein Deutscher in einer kleinen lesenswerthen Schrift geleistet, die aber nicht so bekannt geworden zu seyn scheint, als sie wohl ver-

diente. Sie führt den Titel: Psychologische Abhandlung über den Einfluß der Töne und insbesondere der Musik auf die Seele, von J. J. Kausch. Breslau 1782. gr. 8. — Die von dem Verf. angeführte Stelle aus dem Polybius beweißt nicht einmahl das, was sie ihm zu Folge beweisen soll, da das Wort Musik, wie bekannt, bey den Alten eine viel mehr umfassende Bedeutung hatte, als bey uns, worauf auch schon der Inhalt der angeführten Stelle deutet.

(16.)

Zu S. 73) Der Verf. irrt gewiß, wenn er glaubt, daß die Ursache des Vergnügens über eine glückliche Begebenheit, die sich durch einen Zufall ereignet, von der Ursache des Vergnügens über eine solche Begebenheit, die wir gewünscht und voraus gesehen haben, verschieden seyn müsse. Sie muß es nicht nur nicht, sie kann es sogar nicht seyn. Eine etwas nähere Untersuchung wird uns davon überzeugen. Hier, wo nicht von absoluter Glückseligkeit, sondern von dem, was einzelnen Individuen Glück zu seyn scheint, die Rede seyn kann, leuchtet es von selbst in die Augen, daß man nichts einen glücklichen Zufall nennen kann, was uns nicht ein Gut zuführt, das der Gegenstand unseres Wunsches, unsers Verlangens, also einer unserer Leidenschaften ist. Diese Leidenschaft braucht eben nicht in dem Augenblick des Empfangs in ihrer ganzen

Stärke rege, oder auf einen bestimmten Gegenstand gerichtet zu seyn: genug daß der Schlummer der Neigung so leise ist, daß er bey jeder Näherung eines erwünschten Objekts verschwindet. In beyden Fällen also gründet sich das Vergnügen, und kann sich auf nichts anders gründen, als auf die Befriedigung einer Leidenschaft oder Neigung; nur mit dem Unterschied, hier auf die Befriedigung einer bestimmten, dort einer unbestimmten Leidenschaft. Ich erkläre mich an einem Beyspiele. Wenn jemand über eine reiche Erbschaft, die ihm ganz unvorhergesehener Weise zufällt, Vergnügen empfinden soll, so muß er doch eine reiche Erbschaft überhaupt für etwas wünschenswerthes achten. Erhält er sie, so muß er natürlich dieselbe Art von Vergnügen (wenn gleich nicht denselben Grad: siehe die folgende Anmerkung) und aus demselben Grunde empfinden, als der, der ihr mit Verlangen entgegen sah und sie endlich erlangt. Die Distinction des Verf. gründet sich also auf keine wesentliche Verschiedenheit. »Die Befriedigung einer Leidenschaft, sagt »er, ist deswegen angenehm, weil sie die Erfüllung ei»nes Wunsches ist: ein ungefährer Glücksfall hinge»gen ist deswegen angenehm, weil es natürlich ist, »daß wir uns über ein Glück, das uns begegnet, »freuen.« Als ob die Sache, deren Erlangung wir für ein Glück halten können, nicht auch ein Gegenstand unserer Wünsche seyn müßte — als ob wir, was ein Gegenstand unserer Wünsche seyn kann, nicht auch für ein Glück halten müßten!

(17.)

Zu S. 75.) Die Quellen der Freude und Betrübniß scheint der Verf. nicht so anschaulich und mit der Klarheit gesehen zu haben, mit der er sonst in die Seele zu blicken gewohnt ist. Dieses Kapitel wäre noch mancher Bestimmung und mancher Zusätze fähig; wir wollen hier nur bey Einem Punkte etwas verweilen.

Das Vergnügen, das wir über eine zufällige glückliche Begebenheit empfinden, ist stärker, aber von kürzerer Dauer, als wenn wir eine bestimmte Leidenschaft befriedigen.

Es ist größer — weil es den Vorzug der Neuheit hat, der in dem zweyten Fall nicht statt findet. Da ist es immer nur ein wiederholter Genuß. Denn das heftige Verlangen, das mit jeder Leidenschaft verbunden ist, zwingt uns, vermöge des dem Menschen eigenthümlichen Hanges und Vermögens, uns die Befriedigung der Leidenschaft als wirklich und gegenwärtig vorzustellen. Ein Verliebter hat seine Geliebte schon oft genoßen, eh er sie genießt, ein Rachsüchtiger seinen Feind schon oft gestürzt gesehn, eh es ihm wirklich gelingt. Das hat denn überhaupt die Folge, daß die Befriedigung der meisten Leidenschaften gewöhnlich nur mit sehr geringem Vergnügen verbunden ist, besonders bey Personen von einer lebhaften Phantasie. Bey einem Genuß hingegen, der nicht durch eine bestimmte Leidenschaft, sondern durch den Zufall herbey geführt

worden, ist das Vergnügen aus einer doppelten Ursache größer: einmahl, weil es den Reiz der Neuheit hat, und dann, weil er nicht durch die vorhergegangenen blendenden Spiele der Phantasie verdunkelt und geschwächt worden. Dafür ist es aber auch

von kürzerer Dauer. Und zwar aus dem Grunde, weil, wenn der erste Genuß vorüber ist, wenig mehr übrig bleibt, das Vergnügen für die Dauer zu würzen. Ein Mann, der durch eine wohlüberdachte Speculation ein großes Vermögen erworben, genießt ein dauerhafteres Vergnügen, als derjenige, dem es auf einmahl durch eine unerwartete Erbschaft zugefallen. Jene Erwerbungsart schmeichelt der Eigenliebe, diese nicht. Eine Person, die durch Zufall reich worden, wird mehr von dem Vermögen, seiner Größe u. d. g. als von der Art, wie sie es erhalten, sprechen: Jemand hingegen, der es durch Industrie erworben, weniger von dem Vermögen selbst, als von der Art des Erwerbs.

(18.)

Zu S. 76.) Diese Bemerkung ist von ungemeiner Wichtigkeit und Fruchtbarkeit, und erklärt eine Menge auffallender Phänomene in der politischen und gelehrten Welt, den Sitten der Nationen u. d. g. Es ist sehr wahr, daß dieses Gefühl bey der Betrachtung einer großen That und eines vortreflichen Kunstwerks von der Achtung gegen den Urheber ganz verschieden

ist, ja oft so stark und lebhaft wird, daß es diese Achtung fast ganz unterdrückt. Daher läßt es sich sehr wohl begreifen, wie Karl II. sich an dem Hudibras so sehr ergötzen, und gleichwohl den Dichter desselben Hungers sterben lassen konnte. — Eine andere Erscheinung! Keine Nation bekömmt eher viel Dichter, bis sie ein großes Genie hervorgebracht hat, wenigstens ein solches, das bey ihr dafür gilt. Aus dem bloßen Triebe der Nachahmung läßt sich das nicht befriedigend erklären. Die meisten Nachahmer ahmen nach, ohne es zu wissen, ohne es selbst zu wollen. Den Eindruck, den ein vortreffliches Gedicht auf sie gemacht hat, ihre durch fremdes Feuer erwärmte Phantasie halten sie für eigne innre Kraft; da diese aber wirklich fehlt, so können sie für Wärme höchstens Glanz und Schimmer, und statt eigner Gedanken und Empfindungen nur Reminiscenzen geben.

(19.)

Zu S. 77.) So glücklich sonst immer die Beyspiele des Verf. gewählt sind, so ist es doch hier der Fall nicht. Das erste paßt nur halb, die beyden übrigen gar nicht hieher. Im Virgil ist nicht die Rede von der Aeußerung einer Tapferkeit, die durch eine andere erzeugt worden, sondern von dem Ausbruch eignen kühnen Muthes an dem jungen Askan, der die Erlegung wehrloser Thiere verschmäht. — Das Gleichniß aus

dem Taßo gehört gar nicht hieher. Was hat die Wuth eines Stiers, der mit seinem Nebenbuhler kämpfen will, mit dem sympathetischen Gefühle der Tapferkeit gemein, das der Anblick einer kühnen und großen That einflößt? — Am allerwenigsten steht das Beyspiel aus Shakspeare an seiner Stelle, das die ironische Beschreibung einer Feigherzigkeit, die sich hinter den Mantel der Prahlerey versteckt, enthält. — Will man Belege zu diesem Satze des Verfassers, so braucht man sie nicht aus Dichtern zu holen. Die ganze alte und neue Geschichte liefert Beyspiele die Menge, vorzüglich aber der merkwürdigste Zeitpunkt unsers Jahrhunderts, wo unzählige Jünglinge, begeistert durch die großen Thaten Friederichs und seiner Heere, sich freywillig und mit Enthusiasmus unter seine Fahne drängten.

(20.)

Zu S. 80.) Das sympathetische Gefühl wird nicht blos, wie Home will, durch tugendhafte, sondern auch durch solche Handlungen erregt, die den Schein der Tugend und Größe haben. Leider giebt es auch einen Wetteifer des Lasters, so lang dasselbe nur noch Eine schimmernde Seite hat; und er ist häufiger und stärker als der Wetteifer der Tugend. Wo giebt es eine Gesellschaft Menschen, in der man so sehr strebt, durch gute und edle Handlungen seine Mitglieder zu übertreffen, als in einer Bande von Mördern und

Straßenräubern, einer den andern in Lastern zu übertreffen strebt?

(21.)

Zu S. 81.) Von diesem gleichfalls sehr wichtigen Werke unsers Verf. besitzen wir eine gute Uebersetzung von Hrn. Rautenberg mit Anmerkungen versehen, die im Jahr 1768 unter dem Titel: Versuche über die ersten Gründe der Sittlichkeit und natürlichen Religion u. s. w. Braunschweig gr. 8. erschienen ist.

(22.)

Zu S. 86.) So, und nicht durch »Roms Diana« mußte das moon of Rome, wegen der folgenden Vergleichung übersetzt werden, wenn sie nicht gar zu seltsam klingen sollte. Etwas verstecken ließe sich auf diese Weise das Abentheuerliche der Idee, aber freylich nicht aufheben. Unter unsern neuern Dichter ist die Keuschheit des Monds gleichfalls eine sehr geläufige Idee: allein sobald blos von dem Weltkörper und nicht von dem mythologischen Wesen, unter dem man seinen sanften wohlthätigen Einfluß verehrte, die Rede ist, bleibt es immer eine harte, und was noch schlimmer ist, eine sinnlose Metapher: besonders da der Mond im deutschen männlichen Geschlechts ist. Unüberlegte Nachahmungssucht hat mehr widersinnige

Schnörkel dieser Art in unsre poetische Sprache gebracht.

(23.)

Zu S. 88.) Die Note widerspricht gewissermassen der Behauptung im Texte, die auch gewiß nicht ganz gegründet ist. Ein schönes Frauenzimmer kann durch einen schlechten Anzug nicht garstig werden, aber doch sicher wird sie viel weniger hübsch erscheinen: man kann also nicht sagen, daß ihr jede Kleidung gut anstehe. Der Schluß von einem geschmackvoll angelegten Landhaus auf den guten Geschmack des Besitzers ist so trüglich, wie der von der Sauberkeit des Anzugs von einem Frauenzimmer auf die Reinheit ihres Herzens. Schaden kann es indeß nicht, wenn man den großen Haufen der Menschen, der das Gute nicht um sein selbst willen liebt und ausübt, durch solche erlaubte Vorspieglungen dazu aufzumuntern sucht.

(24.)

Zu S. 116.) Eben so, doch nicht eben so stark. Nur auf förmlich Wahnsinnige machen bloße Bilder und Imaginationen eben den lebhaften (oft einen noch lebhaftern) Eindruck, als die wirkliche Gegenwart der Objekte.

(25.)

Zu S. 124.) Es ist vollkommen richtig, und durch die Erfahrung bestätigt, daß eine zu kurze Erzählung erdichteter Begebenheiten niemahls gefalle, manche sehr gemeine Scene hingegen, blos durch die Genauigkeit und Ausführlichkeit der Beschreibung, Interesse erregt. Hieraus läßt sich zugleich erklären, warum oft die mittelmäßigsten, alltäglichsten Romane so viel Sensation beym Publikum erregen, und den Kunstrichter fast irre machen. Der Grund davon ist, weil sie den großen Haufen der Leser, der seinen Kopf nicht gern anstrengt, auf ein Theater führen, auf dem er selbst lebt, wo er Personen findet, die ihm gleich sind, unter denen er sich gefällt, die ihn weder durch ihren Verstand ermüden, noch durch ihren Geist beschämen. Wem nichts über eine gut besetzte Tafel mit viel Wein und wenig Witz geht, der ergötzt sich so herzlich an einer zwanzig Seiten langen Beschreibung einer schaalen Tischgesellschaft, als der Mann von Geschmack an den Schilderungen eines Richardson oder Wieland.

(26.)

Zu S. 125.) Hier scheint sich der Verf. zu irren. Wenn der Romandichter seiner Pflicht Genüge geleistet, und seine Situationen mit so viel Kenntniß und Beurtheilungskraft angelegt, seine Charaktere mit

so viel Natur und Wahrheit geschildert hat, daß man nicht den mindesten Grund angeben kann, warum die Personen, die er aufführt, nicht gelebt, nicht in diese Lage gekommen, oder das nicht gesagt, gethan und gelitten haben können, was er sie sagen, thun und leiden läßt: so verschwindet unser Mitleid nicht; trotz der Betrachtung, daß sie wirklich nicht existirt haben. Genug, daß es ähnliche Menschen gegeben hat, und noch giebt, daß ihnen ähnliche Zufälle begegnet sind, und noch begegnen, daß wir unsere Gedanken, Empfindungen und Schicksale in ihnen wieder finden! Thränen, die über das Schicksal von Clarißen fließen, werden nicht durch die Versicherung gestillt, daß es nie eine Clariße gegeben, die dieß gelitten: man müßte beweisen, daß es keine Clariße geben, oder daß sie dieß nicht leiden können. Hier, wie allenthalben, wo es darauf ankömmt, das Herz zu rühren, und Theilnahme zu erregen, geht Wahrscheinlichkeit über Wahrheit. In der Poesie äußert die erste ohne die letztere ihre volle, die letztere ohne die erste nicht die mindeste Kraft.

(27a.)

Zu S. 126.) Das kann man wohl nicht sagen. Ein bloßes Gemälde, dessen Erklärung man nicht hat, wirkt eben so unbestimmte und schwankende Ideen, als eine Musik ohne Worte. Daß aber ein Gemälde, dessen historisches Sujet man kennt, stärker wirkt, als ei-

ne bloße Beschreibung in Worten, ist wohl natürlich, weil der schon bekannte Inhalt nur durch das Gemälde verstärkt und mehr versinnlicht wird. Ein Gemälde wirkt stärker als Worte: ist also entweder ein falscher Satz, oder er sagt nicht mehr als: zwey verbundene Mittel wirken stärker, als eines allein.

(27b.)

Zu S. 136.) Gegen dieses Räsonnement läßt sich viel einwenden. Der Verf. verwirft die Einführung erdichteter Wesen aus dem Grunde, weil sie die Seele durch keine Vorstellung von Wirklichkeit täuschen könnten. Das kann doch nur so viel heißen, derjenige Dichter verdient Tadel, der in einem Gedichte, das interessiren und Leidenschaften erregen soll, eine Art mythologischer Wesen oder eine Gattung des Wunderbaren braucht, die bey der Nation, für die er dichtet, allen Glauben verloren hat: denn erdichtete Wesen sind doch gewiß nicht deswegen verwerflich, weil sie erdichtet sind, sondern sie werden es nur dann, wenn der Glaube an sie verschwunden ist. Wahr ist es, das Wunderbare des Taßo kömmt uns oft frostig vor: dieß entsteht aber zum Theil aus der widersinnigen Vermischung verschiedener Mythologien, zum Theil daher, weil die höhern Wesen nur selten mit der Würde handeln und sprechen, die wir in unsern Tagen, wenn wir ihre Existenz annehmen, mit ihren Eigenschaften verbinden. Taßo aber kann deshalb se-

wenig getadelt werden, als Homer, daß er dem Glauben und der Denkungsart seiner Zeitgenossen folgte. Das Wunderbare in der Henriade ist noch weit frostiger, als im befreyten Jerusalem, ohne daß der Dichter der erstern die Entschuldigung vor sich hätte, die dem Dichter des letztern zu Statten kommt. Einen weiseren Gebrauch des Wunderbaren für unsre Zeiten findet man im verlornen Paradies, und den weisesten vielleicht in der Meßiade. Bey Klopstock und Milton liegt es innerhalb, bey Voltäre und Taßo außerhalb ihres Süjets. Man kann die beyden ersten nicht tadeln, daß sie übermenschliche Wesen in ihren Gedichten aufführten, aber vielleicht kann man sie wegen der Wahl ihrer Süjets tadeln. Doch nein, auch das nicht. Nicht tadeln, beklagen muß man den großen Dichter, daß er in ein Zeitalter fiel, in welchem das Wunderbare, eine der ergiebigsten Quellen der Poesie, bey dem größten Theil des Publikums, das ihn liest, und lesen kann, mit dem Glauben auch die Wirkung verloren hat, oder doch täglich mehr verliert.

(28.)

Zu S. 138.) Weder pleasant noch painful läßt sich ganz durch Ein deutsches Wort erschöpfen. Meinhard fühlte das wohl, indem er das letztere bald durch verdrießlich, bald durch schmerzhaft übersetzte: Allein das erstere ist zu wenig, das letzte zu viel. Da es indeß noch schlimmer gewesen wäre, zu weitläuftigen

Um-

Umschreibungen seine Zuflucht zu nehmen, so hat man sie aus Noth beybehalten, und erinnert hier nur den Leser, daß, um den Sinn des Verfassers allenthalben genau und scharf zu fassen, man stets die Ausdrücke des Originals, oder die, wenn gleich ziemlich willkührlich angenommene und durch den Sprachgebrauch nicht unterstützte Bestimmung der deutschen Ausdrücke vor Augen haben müsse.

(29.)

Zu S. 150.) Wer wird die Behauptung des Verf. unterschreiben, daß der Geschmack am Lächerlichen nur ein grobes Vergnügen gewähre. Ist er nicht gewöhnlich in einem hohen Grade das Antheil der feinsten und geistreichsten Köpfe? Freylich je feiner, oder vielmehr je einförmiger durch Cultur die Sitten der Nationen werden, desto mehr muß sich der Geschmack für diejenige Gattung des Lächerlichen, das aus starken, hervorspringenden Contrasten entsteht, und lautes Gelächter erpreßt, verlieren, weil er keine Nahrung mehr findet. Sollte er aber ganz verdrängt werden können, so müßte man behaupten, daß Cultur und Politur der Sitten die Menschen von allen Thorheiten, ja selbst von dem Schein der Thorheit befreyen könne? Das aber thun sie gewiß nicht, sie lehren die Menschen höchstens, ihre Schwächen und Thorheiten mehr zu verstecken; es wird ein schärferes

Auge erfordert, sie zu bemerken, und ein noch schärferes, durch die vervielfältigten Schleyer und Masken, die sie verhüllen, hindurch zu dringen, und sie nackt und doch ähnlich zu schildern. Man hat nicht mehr so viel Stoff zum Lachen, aber desto mehr zum Lächeln. Keine Plautus, Rabelais, Buttler, Hulten erscheinen mehr, aber dafür Horaze, Voltäre, Pope, und Wielande. Die Quelle des Lächerlichen ist — Verschiedenheit in den Sitten und Gebräuchen, der Denkungs- und Handlungsart, den Ideen und Empfindungen der Menschen: und läßt es sich sonach wohl denken, daß diese reichhaltige Quelle je ganz versiegen könne und werde?

(30.)

Zu S. 187.) Hier hat der Verf. gewiß sehr Recht. Calsabigi (S. die Abhandlung desselben vor mehrern Ausgaben der Werke des Metastasio, oder Hrn. Hillers lehrreiche Schrift: Ueber Metastasio und seine Werke, Leipzig, 1786. gr. 8.) Calsabigi mag sagen, was er will, die Opern des Metastasio sind eher alles, als wahre Tragödien, und können es auch nicht seyn, so lange sie gute Opern seyn sollen, das heißt, Werke, in denen die tragische Muse nicht ohne alle Rücksicht blos auf die ihr höchstmögliche Wirkung losarbeiten kann, sondern sich bey jedem Schritte nach ihren Gefährten, dem Gesang und der Musik,

und vielleicht gar auch der Tanzkunst umsehen, und bald der bald jener zu gefallen ihre Schritte mäßigen oder anstrengen muß.

(31.)

Zu S. 189.) Der Verf. lobt diese Stelle mit Recht, als eine schöne Beschreibung des Kampfes zwischen Unwillen und Liebe: eine ächte dramatische Darstellung dieses Kampfes aber ist sie gewiß nicht. Im Munde des Dichters würde diese Anordnung des Gemäldes untadelhaft seyn, höchst unnatürlich aber ist es, daß er es einer handelnden Person, einer leidenschaftlich handelnden Person im höchsten Moment der Leidenschaft in den Mund legt, und überdieß in einem Monolog, wodurch das Unnatürliche noch vermehrt wird.

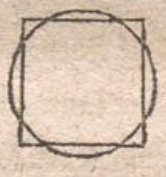
(32.)

Zu S. 199) Mit Farben? Wahrscheinlich eine kleine Uebereilung. Wie kann ein Maler abwechselnde Gemüthsbewegungen vorstellen?

(33.)

Zu S. 244.) Das Ansehn von Festigkeit, das der Cubus vor dem Cylinder hat, rührt wohl von einem andern, als dem von dem Verf. angegebenen Um-

stande her: nehmlich von der höchst möglichen und in die Augen fallenden Simplicität und Gleichheit der Verhältnisse nach allen Dimensionen am Cubus. Der erste Blick auf den Würfel zeigt, daß er eben so lang, als breit und hoch sey, und also nicht leicht aus dem Gleichgewichte gesetzt werden könne. Der von dem Verf. angegebene Grund kann schon deswegen nicht hinreichend seyn, diese Wirkung hervorzubringen, da zwar, von der einen Seite, die Winkel des Cubus in größerer Weite von dem Mittelpunkte abstehen, als der Umfang des Cylinders: von der andern Seite aber auch dafür die Wölbung des Cylinders zwischen den Winkeln weiter hervorspringt, als die platte Fläche des Cubus, wodurch der Eindruck, den die hervorstehenden Winkel machen, beträchtlich geschwächt wird. Man setze (da die Verhältnisse gleich bleiben) statt Cubus Quadrat, und statt Cylinder Zirkel und überzeuge sich aus dieser Figur:



(34.)

Zu S. 250.) Wenn diese Bemerkung ihre vollkommne Richtigkeit hätte, und auf jedes Mahl, wo sie zutrift, nicht mehrere Ausnahmen zu rechnen wären,

so würden wir Menschen, neben unsrer Vernunft, auch alle die Vortheile genießen, welche die Thiere von dem Instinkte ziehen. Allein die Erfahrung lehrt das Gegentheil. Wie viel schädliche und gefährliche Thiere haben nicht ein sehr reizendes, anlockendes Ansehn, wie viel Gifte sind nicht süß und wohlschmeckend; was ist angenehmer als ein kühler Wind, oder ein Trunk kaltes Wasser, wenn man sich erhitzt hat, und was ist gleichwohl gefährlicher? Von der andern Seite: was kann unangenehmer, empörender seyn, als die meisten und herrlichsten Arzeneyen? was ist unschmackhafter, als viele der gesundesten Speisen? Und so mußte es auch eingerichtet seyn, wenn die Vernunft dem Menschen nicht ein sehr entbehrliches Geschenk, und eine todte Kraft in ihm bleiben sollte. Wären alle, oder die meisten unangenehmen Dinge wirklich schädlich, oder nicht in manchem Betracht eben so nützlich, als schädlich; führte uns das instinktartige zurückstoßende Gefühl von diesen Dingen nie irre, und folgten wir diesem Gefühle blindlings — wie viel Wege des Unterrichts wären uns versperrt! wie klein und mangelhaft wäre der Schauplatz unsrer Thätigkeit und Nachforschung!

(35.)

Zu S. 268.) Ist es wahr, daß die Schönheit einer schattigen Eiche blos durch die Sinne empfun-

den wird? Jedes einzelne Ding steht in Beziehungen mit andern Dingen, mit uns, und vermöge seiner einzelnen Theile in Beziehungen mit sich selbst, wodurch es uns angenehm oder unangenehm wird. Ist eine schattige Eiche an einem schwülen Sommertage angenehm, so ist sie es gewiß weniger, wo nicht ganz unangenehm, an einem rauhen Herbsttage. Das Gefühl der Schönheit entspringt sicher in keinem Falle aus dem bloßen Eindruck auf das sinnliche Organ, ohne alle Einmischung eines Urtheils oder einer Empfindung.

(36.)

Zu S. 269.) »Eigene Schönheit liegt in dem Gegenstande allein.« Gut; aber auch da beruht sie immer auf dem Verhältnisse der einzelnen Theile zum Ganzen. Ein Apfelbaum mit Früchten von verhältnißmäßiger Größe geschmückt, ist doch gewiß ein schönerer Anblick, als ein Kürbiß, der sich an einem schmalen Stiele auf der Erde schleppt. — Nachdem Burkes mit großem Scharfsinn zu beweisen gesucht hat, daß Proportion nicht der Grund der Schönheit seyn könne, giebt er andere Gründe derselben an, die aber fast alle mehr oder weniger gleichfalls auf Wahrnehmung von Verhältnissen beruhen: z. B. Kleinheit, Glätte, Stufenweise Abwechselung ꝛc.

(37.)

Zu S. 270.) Aus einer an und für sich richtigen Bemerkung, zieht der Verf. sehr unrichtige Folgerungen. Freylich können durch die Macht und Täuschung der Leidenschaften gleichgültige, ja gar unangenehme Gegenstände schön und reizend erscheinen: allein davon ist hier die Rede nicht. Welch eine Behauptung, daß jedes Ding, das ein brauchbares Mittel zu einem Zweck ist, schön sey? Der Verf. verwechselt offenbar, hier so wie an mehrern Orten, Zweckmäßigkeit und Schicklichkeit mit Schönheit. Der doppelte Höcker auf dem Rücken des Dromedars ist ein sehr schickliches Mittel zu einem Zwecke; ist er darum auch eine Schönheit des Thiers? Der große Beutel, der an dem Schnabel des Pelikans hängt, ein Ding, das für den Vogel im höchsten Grade nützlich ist, müßte uns auch in eben dem Grade schön scheinen. S. Burkes Philosophische Untersuchung über den Ursprung unsrer Begriffe vom Erhabenen und Schönen, S. 167. und Moritz über die bildende Nachahmung des Schönen, der die charakteristischen Merkmahle, wodurch sich das Gute, Edle, Schöne u. s. w. von einander unterscheiden, sehr richtig und scharfsinnig angiebt.

(38.)

Zu S. 274) Allerdings tragen sie etwas, und zwar nicht wenig dazu bey. Das Verhältniß der Länge zur Breite, wie 1 : 1 oder die quadratische Form ist die bequemste für Zimmer, in denen große Versammlungen gehalten werden sollen, und überall, wo viel freyer Raum nöthig ist Das Verhältniß, wie 1 : 3 oder überhaupt die ablange Form (oblongum) ist da die bequemste, wo man mehr Wand braucht, in Wohnzimmern, die viel Möbeln fassen sollen, in Bildergallerien, Bibliotheken u. d. g.

(39.)

Zu S. 277.) Eine leere Spitzfindigkeit. Ließe sich der Satz nicht gerade zu umkehren? »Der gleichseitige Triangel übertrift das länglichte Viereck zwar an Einförmigkeit und Simplicität, da es ihm aber in der ordentlichen Stellung seiner Theile nachsteht, so ist es weniger schön.« Welches ist nun richtig! Welchem stimmt die Erfahrung bey? Wenn sie sich überhaupt bestimmt hierüber erklären kann, gewiß eher gegen den Satz des Verfassers. Man trage beyde Formen auf wirkliche Gegenstände über. Die Form des Oblongums ist an vielerley Dingen, an Zimmern, Thüren, Fenstern, Alleen u. s. w. sehr angenehm: aber an welchem Gegenstande wäre es wohl die triangularische Form?

(40.)

Zu S. 280.) Man weiß, daß nicht alle, vorzüglich neuere Philosophen, diesen Unterschied einräumen. Die Erörterung dieses Streitpunkts gehört nicht hieher, da, man mag ihn bejahen- oder verneinen, der Beweis des Verf. für die Subjektivität der Schönheit dennoch seine unläugbare Richtigkeit behält.

(41.)

Zu S. 283.) Ohne Winkelmanns harten Ausspruch: »dieses Kapitel von der Schönheit habe auch ein Grönländer schreiben können, und der Verf. zeige sich als einen kleinen metaphysischen Schwätzer« im geringsten zu billigen, muß man doch gestehen, daß es keines der lehrreichsten des ganzen Werks ist. Der Verf. vermischt, gegen allen Sprachgebrauch, den Begriff des Schönen mit den Begriffen des Nützlichen, Zweckmäßigen u. s. w. und bringt durch diese Vermischung mehr Verwirrung als Licht in diese ohnehin so dunkle Materie.

(42.)

Zu S. 285.) Der Grund hiervon ist sehr natürlich, und von dem Verf. selbst bereits in dem Vorigen angegeben worden. S. zweytes K. 5. Theil.

(43.)

Zu S. 288.) Daß die Bewegung des Erhabenen nicht in jedem Falle ergötzend sey, ist von andern Kunstrichtern, besonders von Burkes überzeugend genug dargethan worden. Eben so wenig wird immer Proportion, Regelmäßigkeit, Ordnung zum Erhabenen erfordert. Der Verf. scheint oft das Große mit dem Erhabenen zu verwechseln. Ein großer Gegenstand muß immer mit unsern Sinnen oder mit unserer Vorstellungskraft umfaßt werden können; um aber wirklich erhaben zu werden, müssen wir ihn, wie es scheint, nicht ganz mehr umfassen können. Der mit Sternen besäte heitre Himmel ist ein großer Gegenstand, erhaben aber wird er erst durch die der Einbildungskraft unfaßbare Idee einer Ausdehnung und Fortsetzung ins Unendliche.

(44.)

Zu S. 297.) Wahrscheinlich will der Verf. damit so viel sagen: So lange das Kleine nicht mit dem Größern verglichen wird, kömmt die Kleinheit und Niedrigkeit des Gegenstandes gar nicht in Betrachtung; wenn es aber mit homogenen Dingen verglichen wird, verliert es allezeit dabey und bekömmt einen Zug von Unannehmlichkeit. S. Allgem. deutsch. Bibl. 2. B. S. 20.

(45.)

Zu S. 302.) Der griechische Kunstrichter ist gegen diesen Tadel des Verf. leicht zu vertheidigen. Longin wollte in dieser Stelle so wenig, als in andern (z. B. im siebenten Kap. am Ende) wo er gewisse Kennzeichen und Wirkungen des Erhabnen angiebt, eine vollständige Definition desselben liefern. Nach der Aeußerung über die Schrift des Cäcilian (K. 1.) scheint er eine solche Unternehmung sogar für überflüßig gehalten zu haben. — Warum die Ode der Sappho die Seele niederschlagen solle, läßt sich auch nicht wohl begreifen. Sie schildert die süßen Schmerzen und den Taumel der Liebe mit einer Wahrheit, einer Stärke, und einem Feuer, das sich dem Leser mittheilt, und das Blut in eine angenehme Wallung setzt, schwerlich also die Seele niederschlagen kann. Gegründeter ist der Tadel des Boileau. Man sieht nicht, wie er die angeführten Stellen für erhaben ausgeben könne. Z. B. Herodot 6, 75. »Nachdem Cleomenes wüthend worden war, ergriff er ein Schwert, mit dem er sich das Fleisch Stückweise abschnitt, und ließ nicht eher nach, bis er sich auf diese Weise ganz verbizzelt *) hatte« Longin führt diese Stelle als eine

*) Dieser veraltete und nur noch in einigen Provinzen gebräuchliche Ausdruck, den Frisch durch „in minutissimas partes lacerando aut dissecando perdere“ erklärt, drückt den Sinn des Originals aus, und ist eben so wie

Probe des passenden Ausdrucks an, (C. XXXI. p. 168. E. Mori.) Boileau hingegen sieht darin un je ne sai quoi de sublime. Eben so ist es mit dem Beyspiel aus dem Demosthenes: Phil. I. 15. Die Stelle hat, wie Longin gleichfalls bemerkt, (L. XVIII.) vermöge der dialogischen Form viel Lebhaftigkeit und Feuer, aber weder in Gedanken, noch im Ausdrucke das mindeste Erhabene.

(46.)

Zu S. 307.) Nicht Phidias hat diesen Vorschlag gethan, sondern Dinokrates. S. Vitruv. Vorrede zum 2ten Buche, und Lucian: Πῶς δεῖ Ἱστορίαν συγγράφειν und Ὑπὲρ τῶν εἰκόνων.

(47.)

Zu S. 310.) Diese Stelle ist gewiß tadelhaft, nur vielleicht nicht ganz aus dem Grunde, den der Verf. angiebt. Er glaubt, das Gemälde des donnernden Jupiters rühre die Seele so sehr, daß der plötzliche Uebergang auf einen so geringfügigen Umstand, als ein starker Regenguß ist, unangenehm werde. Dieß wäre allerdings tadelhaft: es fragt sich nur, ob jenes Gemälde die Seele wirklich so sehr rührt,

das griechische Wort, aus der niedrigen Sprechart genommen. Er dürfte also schwerlich mit einem passendern vertauscht werden können.

und so ungemein erhaben ist? An und für sich sind die Züge desselben so wenig außerordentlich, so gewöhnlich und geläufig, daß sie das Gefühl des Erhabnen unmöglich erzeugen können: und eben so wenig werden sie es durch Stellung, Verbindung und Wirkung. Ein Jupiter, der donnert und zerschmettert, ohne daß er weiß warum? und der dadurch nichts bewirkt, als daß die Thiere sich verkriechen, die Menschen erschrecken, und der Regen heftiger wird, ist doch fürwahr keine erhabene Idee. Nicht also wegen des zu raschen Ueberganges vom Erhabenen zum Kleinen, als vielmehr wegen des unzweckmäßig verschwendeten poetischen Schmuckes scheint diese Stelle Tadel zu verdienen. Man hebe die Schilderung des donnernden Jupiters heraus, und man wird sie nicht vermißen.

(48.)

Zu Ebendaselbst.) »Die Seele wird oft erweckt u. s. w.« Hierin liegt auch wohl der Unterschied zwischen dem blos Pathetischen und dem Erhabenen, den so viele Kunstrichter, selbst Longin und Home, nicht immer genau genug beobachten.

(49.)

Zu S. 311.) Was Burkes über diesen Gegenstand gesagt hat, widerlegt diese Behauptung unsers Verf. vollkommen. Der Verfasser des Versuchs über

den Roman bemerkt sehr richtig, daß man in diesen Fällen sorgfältig das Objektive vom Subjektiven unterscheiden müsse: (was aber Home vergessen hat.) Die eigennützigen Leidenschaften, worunter auch die Rache gehört, sind nicht schlechterdings verdrießlich. Sie werden es erst dann, wenn ihre Ursachen unmittelbar auf uns wirken: so lange wir hingegen nur die Vorstellung von Schmerz und Gefahr haben, ohne selbst in dem Zustande des Schmerzes zu seyn, sind sie ergötzend. So kann eine und dieselbe Leidenschaft in demselben Augenblicke zugleich den Leidenden niederschlagen, und den Zuschauer oder Leser erheben.

(50.)

Zu S. 318.) So richtig die Urtheile des Verf. über die Dichter im Ganzen sind, so scheint er doch bisweilen in einen, den Kunstrichtern ziemlich geläufigen Fehler zu verfallen, nehmlich, daß er aus Anhänglichkeit an gewisse Regeln, die an sich sehr richtig sind, gern zu allgemeine Urtheile gegen ganze Stellen, Episoden, Beschreibung u. s. w. ausspricht, die bisweilen nur durch einige kleine Flecken verstellt werden, und die man neben größern Schönheiten gern übersieht. So nur einiges zur Probe aus den hier angeführten und getadelten Stellen. Man lese die Verse: Aeneide I. v. 214—220. im Zusammenhange mit dem

Vorhergehenden und Nachfolgenden, und man wird nichts überflüßig finden, als höchstens die zwey Worte mensesque remotae. Von den prächtigen poetischen Farben ist auch keine Spur. Alles ist schön, aber nichts zu schön gesagt. Der Tadel der beyden andern Stellen ist gegründeter, obgleich immer noch zu untersuchen wäre, ob in einem großen Gedicht, die Ausmalung kleiner Umstände, wenn sie nicht zu oft vorkömmt, und nicht zu weit getrieben wird, dem Ganzen nicht eine Abwechselung, Mannichfaltigkeit und Leben giebt, ohne die es den Leser weit weniger unterhalten und vergnügen würde?

(51.)

Zu S. 323.) Hier verhinderte wohl Nationalvorurtheil den Verf. ganz richtig und gerecht zu urtheilen. Das Why, then I would not fly soll schöner seyn, als das Qu'il mourut! ja das letztere soll mehr nicht seyn, als »eine bloße Bewegung von Unwillen« Freylich eine Bewegung von Unwillen, aber von einem Unwillen, dessen nur eine große, edle und patriotische Seele fähig ist. Diese Behauptung unsers Verf. ist desto sonderbarer, da beyde Aeußerungen im Grunde Einerley sagen, und aus vollkommen ähnlichen Gesinnungen herfließen.

(52.)

Zu S. 327.) Dieses Räsonnement gründet sich wiederum auf die irrige Voraussetzung, daß nur dasjenige erhaben sey, was die Seele erhebe, und ihr ihre eigne Kraft fühlen lasse. Ueberdieß wäre es auch noch die Frage, ob die angeführte Stelle auf alle andere Leser denselben Eindruck machen müsse, den sie auf den Verf. gemacht? Sie erregt Bewunderung einer unendlichen, unbegreiflichen Macht, der die Hervorbringung der größten Dinge nur ein Wort, und weder die mindeste Mühe noch Anstrengung kostet. Zu dieser Bewunderung, zu diesem Staunen, zu diesem vergeblichen Bestreben, etwas Unfaßbares zu fassen, kann sich allerdings Demuth und Gefühl von Schwäche gesellen; allein dieser Umstand tritt bey allen andern erhabenen Gedanken und Gegenständen gleichfalls mehr oder weniger ein, so bald wir anfangen, die Empfindung zu anatomiren, mit Besonnenheit Vergleichungen anzustellen, und Schlüsse und Anwendungen zu machen. Jede Erhabenheit, die Bewunderung erregt, muß, der Natur der Sache nach, auch niederschlagende Bewegungen hervorbringen. Das Erhabene ist eben so, wie das Schöne, etwas Subjektives. Bewunderung ist nichts anders als ein stillschweigendes Geständniß eigener (verhältnißmäßiger) Schwäche. Das Qu'il mourût des alten Horazius, das uns erhaben dünkt, würde einem Bürger von Sparta

nicht

nicht so vorgekommen seyn. Dort dachte jeder so. Daher auch die ganz entgegengesetzte Folge der Empfindungen, die das Erhabene starken und schwachen Seelen einflößt. Der erste Eindruck einer großen That, die der starken Seele Bewunderung abzwingt, ist immer niederschlagend: bald aber erwacht das Selbstgefühl, und so lange ihr nicht alle Hoffnung abgeschnitten ist, sich zu derselben Größe emporzuschwingen, wird sie ihr ein Sporn und Antrieb zur Nacheiferung, und flößt ihr neue Kraft und Stärke ein. Bey schwachen Seelen findet gerade das Gegentheil Statt. Die erste Empfindung ist erhebend, die folgenden aber werden durch die Vergleichung mit der eigenen Schwäche niederschlagend. Je hervorstechender eine Größe und Erhabenheit ist, desto mehr erhebt sie die starke Seele, desto mehr schlägt sie aber auch die schwache nieder. Den Leonidas und sein kleines Häufchen Spartaner beseelte das unübersehbare Heer der Perser mit einer ihnen selbst ungewohnten Tapferkeit und Stärke: der Anblick eines ähnlichen großen Heers von Griechen hingegen würde einer kleinen Anzahl schwacher Asiaten ihren wenigen Muth und ihre geringe Stärke vollends geraubt, und sie, ohne einen Gedanken an Widerstand, in die Flucht getrieben haben. Hieraus läßt sich sehr natürlich erklären, warum ganz untadelhafte Vorbilder, wie z. B. ein Grandison, auf gewöhnliche Menschen fast nicht den geringsten thätigen Eindruck machen: warum ein mittelmäßiger Schüler

neben einem sehr vortreflichen Kopf unter sich selbst herabsinkt, sogleich aber wieder mehr Kraft und Nacheiferung äußert, wenn er unter andere versetzt wird, die nur mäßige Vorzüge vor ihm haben. Endlich erklärt sich hieraus sehr ungezwungen eine Beobachtung, die man nicht selten anzustellen Gelegenheit hat, daß nehmlich Personen, die mit einem sehr feinen und regen Gefühl für das Schöne, Große und Erhabene, hingegen nicht mit einer verhältnißmäßigen Energie des Geistes versehen sind, gewöhnlich ganz unthätig bleiben, oder doch bey weitem nicht so viel zu Stande bringen, als andere, die von jenem Gefühl wenig oder nichts, auch überdieß weit geringere Talente, dafür aber eine gewisse Stärke und Thätigkeit des Geistes besitzen.

(53.)

Zu S. 341.) Die Bemerkung ist richtig, aber das Beyspiel seltsam genug gewählt. Die zirkelförmige Bewegung der Planeten ist so wenig ein Gegenstand der unmittelbaren sinnlichen Empfindung, als die parabolische der Kometen, sondern des Verstandes und des Calculs. Was die Regelmäßigkeit der Bewegung für einen angenehmen und die Unregelmäßigkeit für einen unangenehmen Eindruck macht, kann man am auffallendsten bey den Manövern eines geübten Militaire und einer ungeübten Miliz sehen.

(54.)

Zu S. 385.) Siehe Memoir. of the Litter. and Philos. Society of Manchester (London. 1788. 8vo) 1.Band. S. 144. u. f. w. Eine deutsche, sehr gute Uebersetzung dieses Werks ist kürzlich zu Leipzig bey Weidmanns Erben erschienen.

(55.)

Zu S. 389.) Schon ein Recensent in der (alten) Bibliothek der schönen Wissenschaften (9ten B. 1sies St. S. 208.) hat die Anmerkung gemacht, daß der Verf. besser gethan hätte, wenn er den de Piles aus dessen Einleitung in die Malerey, und der daselbst (S. 80 der deutschen Uebersetzung) vorkommenden Erklärung, als aus einer bloßen Vergleichung beurtheilt hätte.

(56.)

Zu S. 392.) Hätten nicht unzählige andere Dichter, nach dem Homer, sich der Gleichnisse vom Löwen so häufig bedient, so würden sie uns noch jetzt in seinen Gedichten mehr durch die darin angebrachte Mannichfaltigkeit vergnügen, als durch die Einförmigkeit ermüden. Für diesen Umstand aber kann Homer nichts, und darf folglich auch darüber nicht getadelt

werden. Zwar, wenn der Grund, den der Verfasser angiebt, seine Richtigkeit hätte, wenn Gleichnisse den Leser in Erstaunen setzen sollten, so verdiente Homer dennoch Tadel, weil er dann, auch ohne Rücksicht auf seine Vorgänger und Nachfolger, sich Eines Bildes zu oft bedient haben würde. Aber dem ist nicht so. Der Zweck des Gleichnisses ist nicht Erstaunen, sondern Versinnlichung einer gewissen Vorstellung. Aehnlichkeit des Bildes mit der verglichenen Sache ist die Haupterforderniß, nicht Neuheit und Mannichfaltigkeit. Die Neuheit kann und muß sogar oft der Wirkung der Figur im Wege stehen, da von der schnell eingesehenen Aehnlichkeit zwischen dem Bilde und Gegenbilde die Lebhaftigkeit der Vorstellung abhängt, die Neuheit eines Gegenstandes aber, von dem das Gleichniß hergenommen würde, die Aufmerksamkeit zu sehr auf sich ziehen, und von der Hauptsache, der Vergleichung, ablenken müßte. Zur Bestätigung dieser Sätze kann die äsopische Fabel dienen, die (abgerechnet die Form und den moralischen Zweck) dem Wesentlichen nach ein bloßes Gleichniß ist, und die ihre Absicht um desto sicherer und besser erreicht, je bekannter die Wesen sind, die der Dichter auftreten läßt. So wenig die öftere Erscheinung des Löwen in der Fabel ein Fehler ist, so wenig ist sie es in dem Gleichnisse.

(57.)

Zu S. 394.) Sollte diese Bemerkung ihre Richtigkeit haben? Man denke sich die plötzliche Erscheinung eines Riesen, eines Patagoniers, wie ihn die fabelhaften Beschreibungen schildern, neben einem Menschen von mehr als gemeiner, von der größten Höhe, die wir noch gesehen hatten. Welcher von beyden würde unsere Aufmerksamkeit vorzüglich auf sich ziehen? Gewiß der Riese; so wie der Contrast höchst wahrscheinlich eben so viel beytragen würde, diesen noch über die Wahrheit zu vergrößern, als jenen zu verkleinern.

(58.)

Zu S. 396.) Ohne das Daseyn dieses Triebes überhaupt zu läugnen, muß man doch bemerken, daß er sich nicht immer in gleicher Lebhaftigkeit und Stärke zeigt, und durch mehrere Umstände ganz unterdrückt werden kann. Der Leser eines interessanten Romans und Schauspiels wird immer verdrießlich werden, wenn er findet, daß sie nicht vollendet sind. Allein, wie viele Schriftsteller und Dichter haben nicht Werke, von denen sie den Plan im Kopfe hatten, unvollendet gelassen! Man sieht also, daß dieser Trieb nur dann seine ganze Kraft äußert, wenn die Befriedigung desselben blos mit Vergnügen, nicht aber immer, wenn sie auch mit Arbeit und Mühe verknüpft ist.

(59.)

Zu S. 399.) Ein Satz, der einer großen Einschränkung bedarf, wenn man ihn überhaupt gelten lassen kann. Die Aufsuchung der Endursachen ist ein sehr verführerisches Geschäfte, und verleitet oft zu sonderbaren, gewagten und falschen Behauptungen. Der Verf. schließt, weil menschliche Werke zu gar nichts dienen, bis sie vollendet sind, so hat die Natur den Trieb zur Vollendung in ihn gelegt. Allein, müßte nicht, wenn jener Satz gegründet wäre, die Thätigkeit der Menschen noch weit mehr, als durch ihre natürliche Trägheit, dadurch gehindert werden, daß nun niemand etwas anfangen würde, wovon er nicht mit Gewißheit voraus bestimmen könnte, daß er es auch wirklich vollenden werde?

(60.)

Zu S. 400.) Die angeführte Stelle in Aristoteles Poetik ist die einzige, worin dieses Trauerspiels erwähnt wird. Hr. Harles schreibt es dem Aeschylus zu; allein dieser Dichter hat einen Φινευς keine Φινιδαι geschrieben, das aber eben so, wie der Φινευς des Sophokles verloren gegangen ist. — Die Bemerkung des Verf. »daß der Hang, die Aehnlichkeit u. s. w.« ist etwas undeutlich ausgedrückt, und das Beyspiel, das zur Erläuterung dienen soll, eben nicht zum glücklichsten gewählt. Der Verf. scheint das selbst gefühlt zu

haben, weil er die abgebrochene dunkle Erzählung des Philosophen zu ergänzen, und seinem Falle mehr anzupaßen gesucht hat. Sie lautet also: »So wie sie (die Phiniden) den Ort erblickten, schloßen sie daraus auf das Schicksal, das ihnen bevorstehe, daß sie nehmlich hier schlechterdings würden sterben müssen. Denn an demselben Orte waren sie auch ausgesetzt worden.«

(61.)

Zu S. 405.) Wäre das so ganz richtig? Mißfällt uns ein gemaltes marmornes Bild wirklich wegen der zu großen Aehnlichkeit? oder nicht vielmehr deswegen, weil es in einzelnen Stücken mit Affektation nach einer Aehnlichkeit strebt, die es im Ganzen doch nicht erreichen kann, und wegen der dadurch vergrößerten Discrepanz zwischen dem, was an ihr ähnlich und unähnlich ist? Ein gewöhnliches Marmorbild will dem Menschen nur ähnlich sehn; ein mit Farben bekleidetes, will gleichsam der Mensch selbst seyn.

(62.)

Zu S. 409.) Der Verf. scheint anzunehmen, daß Virgil hier mit Vorsaz ein komisches Bild anbringen wollen: was aber gar nicht wahrscheinlich ist. Freylich thun diese Verse eine komische Wirkung auf uns, aber das geschieht immer, wenn kleine, unbedeutende, oder gar läppische Umstände ausführlich, feyerlich und

mit poetischem Schmucke geschildert werden. In der Hitze der Ausarbeitung, wenn die Seele heftig bewegt und auf einen ernsthaften Ton gestimmt ist, entschlüpft dem Dichter leicht ein Zug, den er sehr ernsthaft meynte, und der gleichwohl auf den kältern Leser einen sehr komischen Eindruck macht. Hätte Virgil Zeit gehabt, sein Gedicht so auszuarbeiten, wie er wünschte, so würde wenigstens das

— Olli ingens barba reluxit,
Nidoremque ambusta dedit:

hinweggefallen seyn.

(63.)

Zu S. 410.) Allerdings sind die komischen Bilder und Beschreibungen nicht aus der Epopöe zu verbannen: nur muß die Empfindung des Lächerlichen, die sie hervorbringen, nicht letzter Zweck seyn, sondern immer wieder als Mittel zur Erreichung anderweitiger, wichtigerer Absichten dienen.

(64.)

Zu S. 436.) Ein wildes, regelloses Gedicht mag man den rasenden Roland immer nennen: denn das ist er; aber ein langweiliges! das ist zu arg. Doch ein solcher Vorwurf widerlegt sich von selbst. Der sicherste Beweis, daß ein Buch Langeweile macht, ist, daß es nicht gelesen wird; welcher Dichter aber ist wohl mehr gelesen worden, und wird noch jetzt mehr gelesen, als

Arioſt? Die Parallele zwiſchen ihm und Ovid iſt auch ſehr wenig paſſend. Was der Verf. Mannichfaltigkeit des Ovid nennt, iſt Vielheit, nicht Mannichfaltigkeit: im Arioſt hingegen iſt wahre Mannichfaltigkeit: Verwirrung, aber nicht Einförmigkeit. Daß er ſeine einzelnen Geſchichten nicht, wie Ovid, nach einander auserzählt, davon liegt die erſte Urſache in der Natur ſeines Stoffs, der aus einer Menge gleichzeitiger, nicht auf einanderfolgender Begebenheiten und Vorfälle beſtand. Daß aber die einzelnen abgebrochenen, und ſich durchkreuzenden Geſchichten im Gedichte des Arioſt, trotz dem von dem Verf. angegebenen, an und für ſich richtigen Grund, dennoch Sympathie und Intereſſe erregen, beweißt die Stärke dieſes göttlichen Genies, und — daß keine Regel ohne Ausnahme iſt.